

Ebbes von unserem Stammtisch.



Sirreche Schorch Hannphilipp

Schorch: No, Sirreche, do kimmste grad gerecht, wie de Bub zu Obsteig.

Sirreche: Su, was is dann las?
Hannphilipp: Sey Dich nor mol erscht her. De Werth hot uns ene stad die Kaart gebrocht, die der nuzungig Ritzhausen dann sein Nos an de Stammtisch geschickt hot.

Sirreche: Su, do bin ich gespannt wie en Nejeicherm. Schorch is e mol vor.

Schorch: Do stiebt nitt vill druff, un was do stiebt, hot kaan Sinn un Verstand, wa soll der aach her sei? Horch nor e mol, er hat en Bersch geschrimme: „Totte doch, bin id seloofen, diesen Weg kumst, nar um Ihnen hier zu loofen, cene Kart mit Ansicht drauf.“

Hannphilipp: Haha, wann dem sei annern Bersch aach su ausgefallene stin, dann kann mer nur fruh sei, das er nitt mieh druff geschrimme hot. In dem sei Dogebuch, wa er neilich debunn geschweigt hot, megt ich emol enei lupiche.

Sirreche: Neilich hot do aamer in erre lustige Gesellschaft do imwe am Tisch e Stidelsche vorgetrahn, deh war frankforterisch, dunn dem Stolz aus de Katern, do hots brinn gehaage: „De Mensch is geschaffe aus Inbildung.“ Wann deh uff aan bapst, dann amwer jader uff den asfallige Kewig.

Schorch: Do hote ewe e mohl Wort geredt. Iwerigens met bene Kewigier hot der sich aach bid gebha; geschickt hot er amwer laa, waiste dunn wege dem Porto, deh wollt der nitt bedubfche. Eich hat jo des Zeig aach mol verucht. Amwer der meent velleicht, unfer-aans dhel nig esse wie Kartoffel unnd Daimilch. Werr wolle dem amwer emol ebbes vor mache und noweler sei. Wie wersch, wann mer dem als Medaich for die ausgebliewene Ribipaier en schene Umborjer schide dhete; amwer dorch muh er sei.

Hannphilipp: Deh werd gemacht; ich gieb doch am Hornung verbei unnd do will eich aach bestelle. Der kann aach en Zettel debei leje und druff schreibe, deh war dann uniere Sort Delikatet.

Sirreche: Ich bin's zefriere! Do kann er schnuffele unnd aach Bummernidel schwern. Iwerigens huan eich aach noch en Vorschlag. Die Kaart wern merr erahme losse und mett-em Trauerflor drum werd le do imwern Tisch gehangt.

Schorch: Deh is en Infall, wie e alt Haus!

Hannphilipp: Wist er ach, wa de Herr Baron sein Grad-angaz nochgesehn hot, den er beim Kaiserempfang andhu wollt? Gell, er wist's nitt! Eich will's eich lah. Do is die Woch aamer mett gehle Schuh, griene West unnd blooe Rock in der Nejeichergas erumgelosse unnd hot mett sein Monofel gefucht unnd in de Luft erum geduckt wie de Hans Gudinbielust. Uff amol war e in so ewe Bare verschwonne, wa mer allerhand Zeig „leihweise“ beziehe kann. Sirreche merfste ebbes?

Sirreche: Der werd iwerhaapt sein Kladerichrant do huan!
Schorch: Eich sein nor fruh, das em de Kaiser for sein Grad-mogel mett Berlin gebha hot; dann de Kaiser hot ausdricklich gefacht, unfer Boyer werd scheener wie des Berliner.

Hannphilipp: Kaa Danner, es is jo aach e ganz Unmasse Or-den mett verdient worn. Ob der Baron unnd „Autobesitzer“ aach schunn en Orden hot, oder hot der nor an sein Grad die Nummer vom Verlehn hange.

Sirreche: Deh glaab eich ehnter wie nitt. Es is nor gut, das unferaner nitt in die Verlehenheit kimm, funst merr sich aach en Grad bumb.

Schorch: Den kennt mer jo vum Kellner kriege, amwer der mog uns liemer noch e Schoppe brenge.

Hannphilipp: Na, eich muh seht haam, iwerigens is es 1/11 unnd wann mer do imwern Schlopplag gie, lenne merr de Kaiser velleicht sieh. Hurrah rufe merr doch unnd sinn velleicht bessern Patriote wie der ganz Baron.

Schorch und Sirreche: Ewe host de recht Hannphilipp; mer gieb mett.

Gute, Christjan.

LOKALES

* Wiesbaden, 16. Mai 1902

Der Lokal-Gewerbeverein hielt vorgestern Abend in der Turn-halle Westrigstraße seine gut besuchte ordentliche General-Versamm-lung ab. Eröffnet und geleitet wurde dieselbe von dem stellvertreten-den Vorsitzenden, Herrn Handwerkskammersekretär Schröder. Vor Eintritt in die Tagesordnung widmete derselbe dem bisherigen verstorbenen Vorsitzenden Herrn Christian Gaab einen warmen Nachruf. Dem Ersuchen, den Verstorbenen durch Erheben von den Siben zu ehren, wird von den Anwesenden Folge geleistet. Auch des verstorbenen Herrn Karl Kommerzhause und der übr-igen verstorbenen Mitglieder gedachte Herr Schröder in warmen Worten und die Verstorbenen wurden auch durch Erheben von den Siben geehrt. Der Geschäftsbericht über das Vereinsjahr 1901—1902 bildete den ersten Punkt der Tagesordnung, in welche nun-mehr eingetreten wurde. Als besonders erwähnenswerth heben wir folgendes aus dem Geschäftsbericht hervor: Dem Verein gehören s. Bt. an: 98 Schreiner, 90 Schlosser, 49 Maurermeister bez. Bau-unternehmer, 45 Tapeziere, 43 Spengler und Installateure, 37 Tücher und Stillateure, 24 Glaser, 22 Dekorationsmaler, 22 Uhrmacher, 19 Radierer, 18 Zimmerer, 17 Schmiede, 14 Bildhauer, 13 Schuhmacher, 12 Buchbinder, 12 Mechaniker, 11 Steinbauer, 11 Wagner, 11 Gold- und Silberarbeiter, 9 Buchbinder, 9 Tischbeder, 9 Sattler, 9 Schneider, 8 Küfer, 6 Konditoren, 6 Dreher, 6 Litho-graphen, 5 Vergolder, 5 Bäcker, 4 Poliermeister, 3 Färber, 3 Fre-iseure, 3 Handkubmacher, 3 Hutmacher, 3 Kupferschmiede, 3 Res-ferkschmiede, 3 Regier und 3 Töpfer. Insgesamt zählt der Lo-kalgewerbeverein 673 Handwerker und 370 Mitglieder aus anderen

Verständen. Von einer Besichtigung der Düsseldorf Ausstellung mit Schüler-Arbeiten, Modellen usw. beschloß der Vorstand abzu-sehen. Dagegen ist für den für die Ausstellung bestimmten städtischen Gesamtbericht, in welchem alle in Wiesbaden bestehenden Für-sorge-Einrichtungen beschrieben sind, auch eine gedrängte Schilder-ung der Tätigkeit des Lokalgewerbevereins Wiesbaden und seiner Schulanstalten ausgearbeitet worden. Die vom Verein nach der Düsseldorf Ausstellung gesandten Personen sind von uns schon früher bekannt gegeben. Die Reise derselben soll jedoch diesmal nicht, wie bei der Pariser Weltausstellung gemeinschaftlich erfol-gen, sondern es wird als wünschenswerth erachtet, daß dieselbe mög-lichst in Gruppen unternommen wird. Ferner soll die Gewährung der Reisekosten diesmal nicht von der Vorlage eines Berichts über die auf der Ausstellung gemachten Beobachtungen abhängig gemacht werden. Es wird jedoch angenommen, daß es ein jeder der Ent-sandten für seine Pflicht halten wird, seine Wahrnehmungen in einem Bericht dem Gewerbeverein mitzutheilen. Auf besonders gute Berichte der Stipendiaten sind Geldprämien ausgesetzt. Die finan-ziellen Verhältnisse des Vereins dürfen als befriedigend bezeichnet werden. Die Rechnung wurde mit einem nur kleinen Defizit abge-schlossen. Die Einnahmen der Vereinsverwaltung betrugen Mk. 7078.72; die Einnahmen gleichen sich mit dem gleichen Betrage aus. Die Einnahmen der Schulverwaltung betrugen Mk. 27.712.95; die Auslagen Mk. 27.708.01, sodaß ein Defizit von Mk. 83.06 verbleibt. Die Stiftungsgelder und Reservefonds belaufen sich zusammen auf Mk. 37.000. Im zweiten Punkt der Tagesordnung erstattete Herr C. Hansohn Namens des Rechnungsprüfungs-Ausschusses Bericht und beantragte für den Kassier Charge. Nach Beschluß des Vor-standes wird Herr Maler Georg Brenner ein lebensgroßes Bild des verstorbenen Herrn Gaab anfertigen, welches mit entsprechen-dem Namen versehen, dauernd im Saale der Gewerbeschule pla-ziert werden soll. Auch hat der Vorstand beschlossen, am Gewerbe-schulgebäude, Ecke der Westrig- und Walramstraße, eine Nische an-bringen und dortselbst eine überlebensgroße Büste Gaabs aufstel-len zu lassen. Dieser Beschluß hat auch bereits die Zustimmung des Magistrats gefunden und hat sich derselbe bereit erklärt, die Nische durch das Stadtbauamt einrichten zu lassen. Beide Beschlüsse des Vorstandes wurden von der Versammlung einstimmig angenom-men. An Stelle des verstorbenen Vorsitzenden, wurde der Vor-sitzende der Handwerkskammer, Hr. D. Schneider mit Majorität zum Vorsitzenden des Lokalgewerbevereins gewählt. Die statuten-gemäß auscheidenden Vorstandsmitglieder Zimmermeister Her-mann Carstens, Schlossermeister Wilhelm Hansohn, Dekorations-maler Eduard Schmitt wurden wiedergewählt und an Stelle des auf eine Wiederwahl verzichtenden Kassierers Hr. Knecht, Hr. Schlossermeister Karl Gath neugewählt. Der Vorstand des Lokal-gewerbevereins setzt sich demnach wie folgt zusammen: D. Schnei-der, Vorsitzender, Albert Schröder, Handwerkskammer-Sekre-tär, Stadtverordneter, stellvertretender Vorsitzender, Karl Beck-mann, Glasermeister, Georg Wirt, Maurermeister, Hermann Car-stens, Zimmermeister, Eduard Hansohn, Schreinermeister, Wilhelm Hansohn, Schlossermeister, Heinrich Hartmann, Bauunternehmer, Stadtverordneter, Friedrich Kallwasser, Tapezierermeister, Stadt-verordneter, Karl Gath, Schlossermeister, Emil Rumpf, Schuh-machermeister, Theodor Sator, Tapezierermeister, Eduard Schmitt, Dekorationsmaler, Georg Stahl, Tüchermeister, Gg. Ant Uhllein, Rentner. Nach Erledigung der Wahl der Abgeordneten für die Ge-neralversammlung des Gewerbevereins für Nassau in Montabaur und Stellung von Anträgen für diese Versammlung wurde die Ge-neralversammlung gegen 12 Uhr geschlossen.

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier,

1777

Langgasse 3, 1. Stiege, kein Laden, Langgasse 1, 1. Stiege.

!! Nur !!

11 Marktstr. 11, 11 Marktstr. 11,
im Hause des Herrn Hart, Schweinewerger,
in dem seit Jahren als reich bekannten

Mainzer Schuh-Bazar

von

Philipp Schönsfeld

bede man seinen Bedarf in allen Arten

Schuhwaaren.

Spezialität: Wiener Herren- und Damen-Stiefel, geschmackvolle Ausföhrung, vorzüglich bequeme Pas-sformen, schwarze u. farbige feine Lederarten, v. 7.50 Mk. an. Strapazierstiefel für Herren u. Damen von 5.50 Mk. an. Kinder-Stiefel, größte Auswahl, beste Qual., von 2.50 Mk. an. Hauschuhe, Netz die neuesten Muster, in jeder Größe, von 90 Pf. an, Arbeiterchuhe und Wasser-stiefel. 60.9

Bitte genau auf Firma und Haus-nummer zu achten.

Email-Firmenschilder

best in guter Ausführung in 3-8 Tagen.

4117

Wiesbadener Emaillewerk von M. Rossi,
Manergasse 12. Neugergasse 3.

Hosen

Die Vereinigung von Spielern der

Kgl. Preuß. Lotterie

ladet zur Beteiligung ein. Beitrag je nach Zusammensetzung der Loose (einige 40 verschiedene Nummern) Mk. 6.— oder Mk. 12.— pro Ziehung. Wer mit Erfolg spielen will, schreibe sich uns an.

Interessenten erhalten Prospekt und nähere Auskunft durch die Verwaltung obiger Vereinigung hier. 6147

Unif. Veteranen- u. Landwehr-Corps.

Wiesbaden.

Die Herren Kameraden werden ersucht, sich bei der Spalierbildung am Freitag, den 16. cr. recht zahl-reich zu betheiligen.

Sammeln von 8 Uhr ab im Corpslokal.

8.50 Uhr Abmarsch nach dem Hofe der Feuerwache.

Ohne Uniform.

Wiesbaden, den 15. Mai 1902.

6161

Der Vorstand.

Zur Stadt Wiesbaden, Dohheim.



Samstag Abend Mergeluppe.

Prima selbstgekelterten Apfelwein.

6160

August Doncker.

für Herren offerire einen grossen Gelegenheits-posten à Mk. 3.85 und Mk. 5.—. 6738

Carl Meilinger,

Ecke der Ellenbogen- und Neugasse.

Jos. Fiedler,

Schuhwaaren-Lager,

9 Mauritiusstrasse 9.

Nur tadellose, wirklich gediegene Waare.

Grösste Auswahl.

Billigste Preise.

Reparaturen prompt und billigst.

6100

Wiesbadener Beerdigungs-Institut

Telephon 2712. **Wilhelm Rau,** Bleichstr. 19.

gegr. 1866.

empfiehlt bei eintretenden Traurfällen sein großes Lager in Holz- und Metall-Särgen

jeder Art,

sowie Lager sämtlicher Leichen-Ausstattungen.

Prompteste Bedienung. — Billigste Preise.

Bei vorkommendem Sterbefall genügt Anfrage oder Bestellung Bleichstraße 19. 1345



Kranke Seelen

Original-Roman von Karl Ed. Klopfer.

(39. Fortsetzung.)

Horch! Gerhard fuhr aus seinem Sinnen empor. War das nicht ein Lachen, ein süßes, silberhelles Kinderlachen in seiner Nähe? Es kam aus dem Nebenzimmer, und dann vernahm er eine gedämpfte Frauenstimme — und jetzt war Alles wieder still. Aber nein, da erhob sich dort hinter der Thür ein lieblicher Sang — oh, so schmelzend, so weich, daß man hätte vergehen mögen in Wehmuth! Und die Worte drängen ihm ins Herz, immer tiefer mit jedem Satze, und rührten da etwas auf, das ihn anfangs beglückte, dann beunruhigte und endlich lähmte, als griffe ihm eine starre Geisterhand in die Brust.

„Wird's denn noch einmal Lenz hienieden
Und grüßt auch mich der linde Hauch?
Frau Nachtigall im Abendfrieden
Klagt wieder aus dem dunklen Strauch.
Einst quoll ihr Lied, ein holdes Ahnen,
Ins frühlingsschöne Herze mein,
Nun singt es Wehmuth mir, ein Mahnen
Berrauchten Glücks, ins Kämmerlein.
Ein Scheidelied dem Märchentume
Der rasch entflohenen Jugendzeit,
Da mir geblüht die blaue Blume,
Des Erdentraumes Seligkeit.
Ich trage still, was mir beschieden,
Man holt Entschund'nes nicht zurück,
Und wird's auch fürder Lenz hienieden —
Erinnerung heißt jetzt mein Glück.“

Aber bei dem Worte „Erinnerung“ wich der unheimliche Bann von ihm, und als der leise Gesang verstummt war, da kehrte er mit einem Male zum Leben zurück; eine fieberheiße Welle brauste in ihm auf. Er meinte, das eine Wort, das die Sturmfluth aus einer dunklen Tiefe seines Innern ans Tageslicht warf, gellend hinauszuschreien, aber es kam nur sehnuchsvoll klagend von seinen bebenden Lippen: „Elfriede!“

Dann glaubte er gar nicht, daß er selbst gerufen habe; eine fremde Macht schien es in die Luft geschleudert und zu jener weißen Thür getragen zu haben. Diese öffnete sich jetzt und schloß sich wieder geräuschlos hinter einer leise eintretenden Frauengestalt — einer zierlichen, mimosenhaft zarten Mädchengestalt. Ein kastanienbraunes Madonnenköpfchen lächelte ihn an, so hold, so unbeschreiblich hold, daß sich der wilde Schmerz in seinem Innern im Nu zum süßesten Wohlgefühl verwandelte.

„Du bist Du endlich!“ sagte sie, ihm freundlich zunicend. „Ich habe lange auf Dich gewartet — seit gestern Abend, die ganze Nacht durch — und jetzt ist es schon heller Tag.“ „Elschen, Elschen!“ stammelte er lachend und weinend und streckte ihr die Hände entgegen, unfähig, sich vom Stuhle zu erheben; das Denken kehrte ihm erst allmählich, von Athemzug zu Athemzug, zurück. „Elschen, Elschen!“ „Nicht wahr, jetzt gehst Du nicht mehr von mir, Du Böser? Bald hätte ich mich geängstigt um Dich!“

(Nachdruck verboten.)

Damit legte sie sanft ihre lieben kleinen, rosigen Hände in die seinen und ließ sich an seine Brust ziehen, ihm das süße Lippenpaar verlangend entgegenbringend.

Und in dem langen, heißen, einen ganzen Abgrund von Schmerz und Bönne ausschöpfenden Kusse fanden sie sich — Jedes sich selber und Eins das Andere. Da erschien in ihren goldbraunen Mäuglein ein Staunen, das sich rasch bis zum Schrecken steigerte.

„Gott im Himmel!“ löste es sich aus ihrer Kehle, während sie ihre Hände befreite, um sich damit an den Kopf zu fassen, als erwache er aus einem langen, schweren Traum. „Wie ist mir denn? Das kann ja nicht sein — das war nicht gestern, noch ehegestern! Ah — wie sich da die Zeit auf einmal vor mir dehnt, immer weiter und weiter, daß ich sie kaum mehr umfassen kann! Das sind Wochen, Monate, viele Monate — ich war ja tausend und abertausend Mal hier drinnen an diesem Tische und habe Dich gesucht und gesucht . . .“

„Und endlich gefunden!“

„Ja, gefunden, gefunden!“ schmetterte sie es jubelnd heraus; jetzt war ein neues Feuer, ein ganz sonniger Tag in ihrem Blicke. „Was brauche ich mich jetzt darum zu kümmern, wie lange ich Dich in Wahrheit entbehrt habe, Du Lieber, Lieber, einzig Lieber Du! Da bist Du ja, da habe ich Dich und halte Dich und lasse Dich in Ewigkeit nicht von mir!“

Und wieder stürzten sie einander in die Arme, umschlangen sich, als gelte es, in einander aufzugehen, und tauschten Kuß um Kuß bis zur athemlosen Ermattung.

„Aber komm doch!“ rief sie dann plötzlich, von einem neuen Gedanken entflammt. „Du hast ja mein Kind noch nicht gesehen — unser Kind, unseren süßen Engel, unseren kleinen Alfred!“

„Alfred!“ stotterte er. „Ja, — ein Kind, wir haben ein Kind — Alfred Boß hat einen Knaben zurückgelassen!“

„Was hast Du? Was ist Dir?“ flüsternte sie entsetzt. „Alfred! Mit diesem Namen — ist es erst völlig Tag in mir geworden!“

Und da war sie geschlossen, die ganze Erinnerungskette! Da sah er sich auf der Flucht über die badische Grenze — mit den Papieren und der Hälfte des kleinen Vermögens seines braven Freundes Alfred Boß, das ihm dieser aufgedrängt hatte — und unter der ihm geliebten „Tarnkappe“, wie Boß den unbescholtenen Namen genannt, mit dem der verfolgte Baron Gerhard Rieswetter reisen konnte, war der falsche Doktor Boß nach Holsenstein gekommen, während der wirkliche Träger dieses Namens die längst vorgehabte Studienreise nach Berlin und dann nach Scandinavien unternommen hatte. Und unter dem erborgten Namen hatte der junge Freiherr in Holsenstein das Weib und das Eheglück errungen, einen häuslichen Frieden — bis zu dem Tage, da dieser Trendelburg, dessen Namen er kurz vorher mit Entsetzen unter denen der Rastatter Revolutionäre gelesen, in seiner Verkleidung im Hause des Antiquars Brose eingetroffen war und zu ihm sagte: „Halte Dich zur Flucht

vereit, denn nun bist Du auch als Alfred Boff auf deutschem Boden nicht mehr sicher! Boff, der Wirkliche, hat es — kaum nach Deutschland zurückgekehrt — bereits vorgezogen, wieder zu Schiff zu steigen, um nach Amerika zu entweichen. Morgen sage ich Dir Näheres und Gewisses über die eingetretenen Umstände, die Dich vielleicht zum augenblicklichen Ausreisen nöthigen werden."

Und dann war es wirklich so gekommen, oder der ewig von seinen überwuchernden Phantasien verführte Trendelburg hatte die unmittelbarste Gefahr doch für gekommen erwähnt und hatte den um Weib und Kind bangenden Gerhard auf der Stelle mit sich gerissen, ähnlich, wie er ihn 15 Monate zuvor aus dem Gemisch von Randern fast wider seinen Willen gerettet hatte. Höchstens einige Tage hoffte Gerhard, sein geliebtes Weib ohne Nachricht lassen zu müssen. Wenn man nur einmal die holländische Grenze überschritten hatte, würde er schreiben können — sie trösten, ihr Muth einflößen und ihr den einfachen Plan eröffnen, mit welchem sie ihm nach ihrer Niederkunft an den mittlerweile gewonnenen, sicheren Zufluchtsort nachfolgen sollte. — Aber kurz vor der Grenze war es mit Gendarmen zu einem verzweifeltsten Kampfe gekommen. Es gelang ihnen zwar, bei Nacht und Nebel, durch Busch und Wald, durch Wassergräben und Steinbruch den Verfolgern zu entrinne, aber dann war Gerhard wegen einer Kopfwunde, die er in dem Scharmügel davongetragen, zusammengebrochen, und Trendelburg mußte ihn liegen lassen, wenn er, der schwerer Kompromittirte, nicht mit ihm untergehen wollte. Und Gerhard erinnerte sich noch dunkel, wie er dann, halb verschmachtet, nach einem Tropfen Wasser ächzend, von scheußlichen Gestalten in zersehten Bauernkitteln ausgeplündert worden war, ohne sich zur Wehre setzen zu können. Dann war es undurchbringliche Nacht, tödtlich kalte Nacht in ihm geworden, und diese nächtliche Kälte, in der ihm ein ganzer Lebensabschnitt, sein wichtigster, im Gedächtniß erstarrt war, war geblieben, bis er zu Ende August auf Hochkreuz erwacht war — zu einem „halben“ Leben. — Und in der gegenwärtigen Minute überschante er mit furchtbar ausgegangenen Augen alle diese ins Bewußtsein heraufgehobenen Ereignisse und knüpfte im Fluge auch die anderen daran. „Thea!“ durchzuckte es ihn schrecklich, und „Gerhard Rieswetter — ein neuer Graf von Gleichen."

Elfriede klammerte sich angstvoll an seinen Arm. „Was sinnst Du? Was brütest Du? Ich bitte Dich, komm' zu Dir!" Er sah sie voller Bestürzung an; es war ihm, als müßte er laut hinausfahren. Aber dann bezwang er sich doch und riß das zarte Geschöpf von Neuem an sich, sich in wilden Küffen zu einem neuen Lebensmuth herauschend.

„Komm, ja komme, mein holdes Elchen, meine Einziggeliebte, von der ich immer träumte! Führe mich zu unserem Kinde! Dort dürfen wir uns sagen, daß uns keine Macht der Erde mehr auseinanderreißen soll!"

„Gäbe es denn noch etwas, was Du zu fürchten hättest?"

„Nein — nein, nein! Sei ruhig! Lächle! Freue Dich und — küsse mich! Und jetzt — zu meinem Knaben!"

„Ich habe ihm vorsingen müssen," flüßelte sie, den Finger an die Lippen legend, jetzt wieder ganz Seligkeit, „und er ist mitten im Spielen eingeschlummert! — Komm, komm!"

Und sie schritten auf den Zehenspitzen ins Nebenzimmer, wo ein lieblicher Knabe von kaum zwei Jahren auf einem Polster auf dem Teppich lag, noch umgeben von dem Spielzeug, mit dem sich die kleinen Patschhändchen vor Kurzem beschäftigt hatten.

Gerhard stand wie gebannt, blickte abwechselnd auf den kleinen schwarzlockigen Schläfer und auf die Mutter, die, unter Thränen lachend, ähnliche Vergleiche anstellte, was das herzhige Bürschchen wohl von Vaters- oder Muttersseite ererbt haben mochte! Und dann ließen auch dem Manne die hellen Thränen über die Waden. Er sank auf die Knie nieder und neigte sich leise, leise, um das dunkle Vordachköpfchen mit seinen Lippen zu berühren.

„Oh, wecke ihn nur, wecke ihn nur!" flüßelte Elfriede, ihm glücklich zusehend. „Er soll ihn endlich sehen, den Vater, den Vater! Und Du sollst hören, wie ich ihn Papa sagen gelehrt habe."

Aber als sich Gerhard eben anschickte, das tief und fest schlummernde Kind in seine Arme zu nehmen und es da, am Vaterherzen, wach zu küssen — störte ihn ein Geräusch von der Treppe her.

„Was erschrickst Du?" fragte Elfriede. „Das wird Großpapa sein — ja, ich höre ihn, er spricht mit der alten Martha und mit noch Jemand ..."

Gerhard winkte ihr hastig, das Kind nicht zu wecken und zog sie mit sich — wieder in die Kämmerung zurück. Er hatte

Mühe, ihr zu verbergen, daß ihn innere Schauer durchrüttelten. Ja, der Großvater, freilich nur der alte Brose! Aber das war die erste lebendige Mahnung an die Außenwelt, von der er — weit mehr als eine momentane Störung seines jungen Vaterglückes zu erwarten hatte ...

Die alte Martha war Herrn Brose ein paar Gassen weit entgegengelassen, um ihm unter schlotternden Knien und mit gerungenen Händen vorzusammern, daß sie sich nicht mehr heim traue, denn dort sei ihr ein Gespenst erschienen — der Geist des Doktors Boff!! Und der Antiquar hatte sie vergeblich thöricht gescholten, ihr Vorwürfe machend, daß sie einen Fremden ins Haus gelassen habe. Mit knapper Noth gelang es ihm, sie mit sich heimzuführen. Noch im Hausflur sträubte sie sich und flehte mit aufgehobenen Händen, doch ins Todtengräbergäßchen laufen zu dürfen, um den dort wohnenden „rothen Jörg", den alten Scharfrichter, herbeizukölen, der sich beglaubigten Berichten nach aufs Geisterbeschwören verstehen sollte. Die Wirthin vom „Gülden Groschen" habe ihr neulich erst eine Geschichte davon erzählt.

Und während Brose die närrische Alte mit Güte und Grobheit von ihrem Irrglauben zu befreien suchte, läutete es am Thore. Der Einlaßbegehrende war niemand anders als Professor Willers aus Würzburg. Meister Brose, der ihm selbst öffnen mußte, denn von Martha war vorläufig ja Nichts an Dienstleistung in dem „Spukhause" zu erlangen, begrüßte den Gelehrten wie einen Bekannten.

„Ah! So bald schon konnten Sie Ihr Versprechen, wiederzukommen, einlösen, Herr Professor? Das ist ja schön. Haben Sie also mit jenem Baron gesprochen, er würde als der einstige intimste Freund des seligen Boff gerne seine Wittwe und sein Kind ... Ruhig, Martha! oder, meiner Ehren, ich bläue ihr noch Raison ein! — Ich wiederhole Ihnen, Herr Professor, ich kann mir nicht gut denken, daß von einer Aufklärung über die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage eine Heilwirkung auf die arme Kranke zu erwarten sei. Das scheint mir geradezu widersinnig, eine gefährliche Brutalität."

„Und Ihre liebenswürdige Haushälterin hier wollen Sie sogar — mit Prügeln zur Vernunft bringen? Was fehlt ihr denn eigentlich?"

Martha ließ den Professor nicht lange mehr darüber im Zweifel und erzählte ihm ihr schauerliches Erlebnis.

„Ach, hören Sie doch gar nicht auf ihr blödsinniges Gewäsch!" rief Brose erbozt dazwischen.

(Schluß folgt.)

Janko, der Musiker.

Skizze von Henryk Sienkiewicz.

(Nachdruck verboten.)

Er kam schwach und kränklich zur Welt. Die Nachbarn, die um die Mutter herumstanden, schüttelten den Kopf, als sie das armselige, kleine Geschöpfchen erblickten. Die Frau des Hufschmiedes, Szymonowa, die Klügste von allen, tröstete die Kranke und sagte: „Ich werde an Deinem Bett eine große Kerze für die Jungfrau Maria anzünden; für Dich ist Alles vorbei; bereite Dich, in die andere Welt einzugehen; Auch muß man den Pfarrer holen lassen, damit er Dich von Deinen Sünden befreie."

„Und der kleine Junge," sagte eine Andere, „der muß sofort getauft werden; der kann nicht auf den Pfarrer warten, sonst stirbt er als Heide."

Sie zündete eine Kerze an, nahm das Kind, besprengte es mit kaltem Weihwasser, worüber es mit den Augen blinzelte, und sagte dann in feierlichem Tone: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und gebe Dir den Namen Johann, und jetzt christliche Seele, lehre zum Himmel zurück, woher Du kamst. Amen!"

Doch diese kleine Seele hatte augenscheinlich keine Lust, zum Paradies zurückzukehren und den armseligen, mageren Körper zu verlassen, den sie bewohnte. Im Gegentheil, das Kind bewegte nervös Arme und Füße und weinte so leise und flüchtig, als wenn es sagen wollte: „Wie kann man nur so thöricht sein und glauben, ich wolle die Erde verlassen?"

Man holte den Pfarrer. Er kam sofort und that seine Pflicht. Die Mutter fühlte sich ein wenig leichter. Nach einer Woche ging sie schon wieder aufs Feld, und was das Kind betraf, so vegetirte es, doch es blieb am Leben. Als der Knabe seinen vierten Frühling sang, hatte es sich soweit erholt, daß man ihm eine zehnjährige Lebensdauer voraussagte.

Er war mager, sonnenverbraunt, mit ausgeoynem Leib und Hängebacken; Strähnen flachsweißer Haare fielen ihm in die Stirn oder sträubten sich zerzaust auf seinem Kopfe. Sein klarer Blick war nachdenklich. Im Winter saß er am Ofen und weinte leise vor Kälte oder Hunger — besonders vor Hunger — wenn die Mutter nichts zu kochen hatte, was häufig vorkam. Im Sommer trug er ein einfaches Hemd, das in der Taille mit einem Stück Schnur zusammengebunden war; seinen Kopf schirmte ein schlechter Strohhut, durch dessen Löcher die hellen Haarbüschel durchfielen.

Seine Mutter war eine arme Arbeiterin, die, wie die Schwalbe, von heute auf morgen lebte. Sie liebte ihn viel, leicht, ihren Janko, schlug ihn aber oft und nannte ihn immer „Findelkind“. Zu acht Jahren hütete er manchmal das Vieh oder suchte, wenn es sonst nichts im Walde zu essen gab, Pilze im Walde. Die Wölfe fraßen ihn nicht, also hatte Gott jedenfalls Mitleid mit ihm. Er war schüchtern, wie alle Bauernkinder, die stets einen Finger in den Mund stecken, wenn ein Fremder das Wort an sie richtet. Niemand dachte daran, daß er groß werden würde, und noch weniger glaubte jemand, daß er seine Mutter je unterstützen könne. Er taugte nicht zur Arbeit.

Wie es eigentlich geschah, wußte Niemand, aber er hatte nur Neigung für die Musik. Die Musik verfolgte ihn überall, und er war kaum so groß wie der Fisch, da dachte er schon an nichts weiter. Oft passirte es ihm, wenn er seine Kühle in den Wald auf die Weide trieb, daß er einen Korb mitnahm, um Beeren zu pflücken. Noch öfter aber kam er mit seinem leeren Korbe nach Hause und sagte dann zu seiner Mutter: „Ach Mutter, im Walde war etwas, das sang!“

Er war ganz begeistert, doch seine Mutter schrie: „Warte nur, ich werde dich singen lehren!“ Dabei machte sie mit ihrem Kochlöffel auf ihm Musik.

Der Kleine weinte, schrie, versprach, es würde nicht wieder vorkommen, doch trotz der Schläge, die ihm im Gesicht brannten, dachte er nur an diese wunderbare Musik des Waldes. . . die Fichten, die Tannen, die Eichen, die Birken, die Goldamseln, der ganze Wald sang und spielte. Und welche wunderbare Musik! Der geringste Grashalm hatte sein Lied, die Sperlinge, die auf dem Kirschbaum neben der Hütte piepten, hatten eine ganz besondere Melodie. Abends lauschte er, wenn die Erde schlief, auf die tausend Töne der Landschaft. Eines Abends beobachtete ihn der Großknecht des Pachthofes; er stand mit herabhängenden Armen mitten im Felde und lauschte mit beiden Ohren auf das Stöhnen des Windes in den Furchen. Er näherte sich ihm, nahm ihn beim Gürtel, versekte ihm eine Tracht Prügel, um ihn daran zu erinnern, daß er arbeiten sollte. . . doch das hatte gar keinen Zweck. Die Leute im Dorfe nannten ihn „Janko Musikante“. Im Frühling lief er an das Ufer des Flusses und schnitt sich Eschen- und Weidenzweige ab, um sich daraus Flöten zu machen. In der Nacht, wenn der Chor der Frösche quakte und die Rohrdommel im thaufauchten Graße sang, hörte er zu, und Gott allein weiß, welche Harmonie er in diesen Tönen fand.

Die Mutter wagte nicht, ihn mit in die Kirche zu nehmen, denn wenn die Orgel spielte und der Chor mit sanfter Stimme sang, nahmen die Augen des Kindes einen ganz eigenthümlichen Ausdruck an. Er schien dann in einer anderen Welt zu weilen.

Der Feldhüter, der Nachts durch das Dorf und die Felber ging und die Sterne zählte, um beim Gehen nicht einzuschlafen, oder sich mit den Vögeln unterhielt, hatte oft das kleine weiße Hemdchen Jankos gesehen, wie er sich hastig dem Wirthshause näherte, doch nie hineinging. Er klammerte sich an den Sims des geöffneten Fensters an und sah den jungen Leuten zu, die „Obertag“ tanzten. Von Zeit zu Zeit hörte man die Stimme eines Burschen, der mit lauter Stimme „Uah“ schrie.

Während die Stiefel dumpfe Schläge auf dem hohlen Erdboden vollführten, und die silbernen Stimmen der jungen Mädchen erklangen, spielte die Geige ganz leise und sang dazu mit deutlicher Stimme: „Wir werden essen, wir werden trinken, und uns amüsiren.“ Der Bass aber wiederholte mit seiner ersten Stimme: „Wir werden essen, wir werden trinken und uns amüsiren.“ Die Fenster glänzten im Schein der Lampen, und die Balken zitterten und sangen auch.

Janko lauschte; was hätte er nicht für eine Geige gegeben, die mit so fröhlicher und sanfter Stimme sang: „Wir werden essen, wir werden trinken und uns amüsiren!“

Wo konnte man sich so etwas verschaffen, wer machte

solche Geigen? Wenn er sie einen ganz kleinen Augenblick in seinen Händen hätte halten können! Doch daran durfte er nicht denken, er konnte nur lauschen und lauschen, bis er schließlich die Stimme des Wächters vernahm, die zu ihm sagte: „Na, Junge, willst Du dich nicht zu Bette legen?“

Er floh mit nackten Füßen nach Hause; während das heitere Ritornell der Geige und die erste Stimme des Basses ihn in der Dunkelheit verfolgten: „Wir werden essen, wir werden trinken und uns amüsiren.“

Wenn er eine Geige hören konnte, etwa beim Erntefest oder einer Hochzeit, so war ihm das eine große Freude, er kletterte dann auf den Ofen und sagte ganze Tage lang kein Wort; man bemerkte nur seine Augen, die wie die einer Katze in der Dunkelheit glänzten. Er machte sich selbst eine Geige aus einem Stück Holz und Pferdehaaren; doch sein Instrument hatte keinen so scharfen Ton wie die Geigen in der Schänke; sie zitterte nur ganz leise, so schwach wie Mücken oder Fliegen. Trotzdem krazte er vom Morgen bis zum Abend darauf herum, obwohl er tüchtige Prügel dafür bekam. Sein kleines Gesicht sah aus wie ein grüner, unreifer Apfel, doch das war seine Natur; er magerte immer mehr und mehr ab; sein Leib schwooll immer mehr und mehr an, die Haare blieben zerzaust, seine Augen wurden größer, obwohl sie stets voller Thränen standen, und der Anblick seiner Brust und seiner hohlen Wangen that Einem weh.

Er war gar nicht wie die anderen Kinder, sondern gleich eher seiner Geige, deren Töne kaum vernehmbar waren. meistens nur von rohen Rohrröben und noch mehr von dem Bor der Ernte war er schrecklich mager, denn er nährte sich Bunsche, eine Geige zu erhalten. Dieser Wunsch, so ehrenhaft er war, führte zu nichts Gutem.

Der Lakai des Gutsherrn, des früheren Herrn des Dorfes, besaß eine Geige, auf der er Abends im Hof oft den Mägden zu Gefallen spielte. Janko schlich sich bis unter die geöffneten Fenster der Küche, wo er diese berühmte Geige in aller Ruhe betrachten konnte. Die ganze Seele des Jungen lag dann in seinen Augen; er hätte nicht gewagt, sie anzurühren, denn sie war ihm ebenso heilig und unzugänglich, wie die Reliquien der Kirche. Und trotzdem hätte er sie so gern gehabt. Nur einen kleinen Augenblick hätte er sie in den Händen halten und sie in der Nähe betrachten mögen. Das Herz des kleinen Jungen hüpfte schon bei dem Gedanken an ein solches Glück.

(Schluß folgt.)

Poesie-Album.

Abenddämmerung.

Jüngst in der Dämm'ung fuhr ich
An einem See entlang,
Laut durch die öde Stille
Tönt' eines Hornes Klang.

Da war's mir, als entstieg
Dem See ein holdes Weib
Mit langen, gold'nen Strähnen
Und schlanke Schwanenleib.

Es hab nun an zu singen
Ein Lied so wundervoll,
Daß mir dabei die Seele
In süßem Schauer schwoll.
Ein wunderfölsam Sehnen
Durch ihre Tiefen ging,
Und sieh'! An meiner Wimper
Eine heiße Thräne hing.

Ich sah die Rize winken
Nach mir noch lange Zeit.
Mein Sinnen war verloren
In die Vergangenheit.

Ich träumt noch einmal wieder
Zerronn'nen Liebestraum.
Das Horn war längst verklungen —
Ich aber merkt' es kaum.

D. Engelhardt.

Tagebuchblätter.

Oceanfahrt und durch „Wild“-West-Afrika.
Von Felix Friedrich Scholz.

Nach dieser Seite hin Stoff über Stoff, Zerstreuung über Zerstreuung. Doch erleidet schließlich bei dem sich nunmehr fühlbar machenden Einerlei der fehlenden Abwechslung und dem immer noch heftig wüthenden Sturm, auch die Liebe einen Stoß. Es bemächtigt sich schließlich Aller eine Apathie, so daß Einer dem Andern wieder „schnuppe“ wird. Unser gutes Schiff bäumt sich unter der Gewalt der Wellen wild auf — der Mann auf dem Ausguck (Mastkorb) hat jetzt einen schweren Stand bei dem kalten, eisigen Sturm; fast steifgefroren muß er alle Stunde abgelöst werden. Sylvester, Neujahr gingen fast klanglos in „Erfüllung“. Unten im Unterdeck sind immer noch viele Kranke — allenthalben sieht man schwer seefranke Menschen. Das Häuflein davon Verschonter hat sich zu Gruppen zusammen gesellt, und singt, spielt, trotz des Sturmgeheul, trotz des Hin- und Herschüttelns. Des Schiffes Zahlmeister, der „olle ehrliche Seemann“ wie er genannt wird und sich selbst nennt (Seemann ist er und heißt er) reißt Joten und stimmt durch seinen urwüchsigem, derben aber wirklich gebiegenen Humor auch die Elenden und Kranken heiter; er ist der gute Engel der Zwischendeck-Passagiere, deren Kinder und Kranken er manchen Apfel, manche Apfelsine und manche Tasche voll Cakes oder Backwerk zuweist. Auf dem Schiffe haben „Onkel Seemann“ alle lieb. Im Nebenamt ist er, heimlich gesagt, ein ganz bedeutender Philatelist.

Von Ferne am Horizont ist ein Dampfer sichtbar — der erste seit ca. 5 Tagen dem wir begegnen; er kämpft schwer mit den Wellen. Alle Augen sind auf ihn gerichtet — eine kleine Abwechslung in dem nun doch äußerst langweiligen Schiffsleben. Am Abend wieder ein Dampfer, der Farbensignale mit dem unsrigen austauscht. Das Wetter, bisher milde wie in den Tropen, wird nun rau und kalt — es schneit auch bisweilen. Der wadere Capitän Kessing und die Offiziere leiden viel auf der Commandobrücke. Die am Treppenaufgang angebrachte Entfernungstabelle zeigt von den 3600 Meilen von Hamburg nach Newyork einen Rest von ca. 600.

Alles sehnt das Ende der Fahrt herbei, die endlich thatsächlich bald ihr Ende zu haben scheint, denn schon theilt der Obersteward Eisenbahnfahrpläne und sonstige Reiseanweisungen, auch Telegrammformulare für Sandy-Hoof aus.

Land, Land, ertönt es freudig und erregt, wie weiland zu Zeiten Columbus seligen Angedenkens; die amerikanische Küste wird sichtbar — nachdem wir, unsichtbar für uns, längst New-Foundland passiert haben. Alles rüstet sich zum Ausstieg — müde der langen, auf die Dauer doch eintönigen Seefahrt. Doch heißt es noch fast einen ganzen Tag Gebuld haben. Die Stewards, zwar immer freundlich und dienstbereit, machen freundlichere Gesichter in Erwartung der Trinkgelber, die ihrer harren. Es wird eilig kalt; Sandy-Hoof ist längst passiert. Die weiten Hafenseen werden sichtbar. Am anderen Morgen, als wir die letzte Nacht, da das Schiff mitten in der Nacht Anker geworfen hatte, noch ruhig und gut geschlafen hatten, lagen wir im Außenhafen von Newyork, kaum 100 Meter von der Augusta Victoria, die nur eine halbe Stunde später als wir angekommen war, obschon sie fast 6 Tage später von Hamburg weggefahren.

Das Handgepäck ist bereit — das letzte opulente Frühstück hinter uns, die Trinkgelber bezahlt, und nun hinauf auf Deck. Du, wie bläst einem der eisige Wind entgegen; aber man bleibt trotzdem, denn was gibt es da zu schauen. Welch' großartiges, herrliches Bild. Rechts und links die starken Hafenforts, vor uns die sanften Höhenzüge von New-Yersey, colossale Dampfer, schmude Segel, blitzgeschwinde Motorboote. Und nun endlich die wundervolle Fahrt nach dem Innenhafen in Hoboken. Während der Fahrt kommt die Sanitäts-, Zoll- und Einwanderungsbehörde an Bord, die Herz und Personalien prüfen. Es geht alles coulant und ziemlich rasch voran; und nun an der colossalen Statue der Freiheit vorbei, nach Brooklyn und die große Brücke passierend den Hudson hinein nach Hoboken an die Piers der Hamburg-Amerika-Linie. Nachdem der Dampfer an den colossalen Schuppen endlich festgelegt, wir rührenden Abschied von Capitän und Schiffs-offizieren genommen, wurden wir ausgeschifft; wir stehen in den Dockhallen vor den Zöllnern, die schnell das Gepäck revidieren und sind nun endlich in Amerika oder wie es officiell heißt „United States of America“.

Der Hafenort Hoboken ist bald durchwandert, ein Stück von Newyork dazu, Gepäck und Tricket (Willet) ist besorgt; einer der eleganten amerikanischen Tramwagen bringt mich bald nach dem Bahnhof der Erie-Rail-Road und ich trete noch spät am Nachmittag die Fahrt nach dem Wilden-Westen Amerikas an.

Von Felix Friedrich Scholz.

Welch' gewaltiges Ende ist es doch von Newyork nach Chicago! Trotz rasender Eile der berühmten und berühmten amerikanischen Special- und „Durch“-züge, dauert die Fahrt doch etwa 26 Stunden. Die Züge der Erie-Rail-Road sind ebenso wie die der anderen amerikanischen Bahnen elegant und bequem. Für solche weite und nebenbei auch sehr anstrengende Strecken nimmt man am besten ein Schlafcoupee, man wird sonst wie gerädert am Bestimmungsorte ankommen.

Der amerikanische Schlafwagen steht unter der Hegide des farbigen Tyrannen, Porten genannt; dieses stets grinsende, koboldartige Individuum drückt dem ganzen Milieu ein demokratisches Gepräge auf, denn kein Rang und Namen ficht ihn an — vor ihm sind alle Schläfer gleich, es sei denn, daß der eine oder andere homofapiens schon im Frühstadium der Reise durch Verleihung einer großkalibrigen Denkmünze sich in eine höhere Rangstufe bei ihm einschlangelte. Dann thut er auch wohl ein Uebrigtes. Um die Seifesterstunde schreitet er durch die düstern Reih'n gleich einem Altkürnberger Nachtwächter. Mit geschicktem Griff entwirrt er die Stiefel unter der Bettdecke ohne mit Morpheus in Streit zu gerathen, mit kundiger Hand beherrscht er die Ventilation und geräuschlos knüpft er die Vorhänge fest, „daß Niemand kein Schade geschieht.“

Die schier geisttötende Fahrt geht zunächst durch meist wenig cultivirtes Land des Staates Pennsylvania, und eines Theiles von Ohio. Wohl passirten wir eine Menge größerer und kleinerer Städte wie Lackawaren, Kinglampton, Elmira, Jamestown, aber diese Städte und Ortschaften haben mit ihrer Bauart und mit ihrem äußeren Aussehen nichts mit europäischen, speziell deutschen Städten und Ortschaften gemein. Häuser alles von Holz, hier und da im Villenstyl mit Erker, Balkon und Thürmchen, oft aber nur wie eine gewöhnliche Jahrmarttsbude. Ein Ort, der 10 Häuser hat, nennt aber sicher 4—5 Kirchen oder Kapellen verschiedener Sekten sein Eigen. Amerika ist eben das Land der Sekten und laßt not least der Schnapsgegner. Gepflasterte Straßen kennt man sogar in den größeren Städten dieser Strecke nicht — elektrisches Licht und diverse andere derartige Neuerungen besitzt aber der kleinste Ort. In rasender Fahrt geht es nun stundenlang durch unbebautes Land, durch verwüsthete Wälder, über leichtfertig gebaute Brücken und Viadukte, ohne die Schnelligkeit irgendwie einzuschränken durch Ortschaften und Straßen. Bahnwärter kennen die meisten amerikanischen Bahnen nicht; an Straßen und Wegeübergängen steht nur eine Tafel mit der Aufschrift: „Gib Acht auf den Zug“, die Lokomotive ist mit einer großen Glocke geziert, die fortwährend läutet — damit glaubt sie aber auch genug gethan zu haben. Und das Publikum ist an das Primitiv gewöhnt.

Wir durchqueren am anderen Morgen die wildromantische Gegend von Acron im Staate Ohio. Herrliche Seen und Fichtenwäldungen gaben dem Wilde ein angenehmes und liebliches Gepräge.

Diese Gegend, und namentlich die weitere westliche von Lima im Staate Indiana war früher der Schauplatz jahrelanger Kämpfe zwischen Osibway- (Chippewa) und Sioux-Indianern. Die Osibway's behaupteten schließlich das Feld und ihre Epigonen sind überall in den dortigen Indianerreservationen, die wir zum Theil mit der Bahn durchfahren, zu finden. Die Namen der Seen und Flüsse und Inseln hier und oberhalb Chicago, alle verrathen sie noch einen indianischen Beiklang. Da und dort sieht man auch eine Rothhaut in einem Boot von Birkenrinde den See durchfurchen, aber seine Haltung ist zahm, und statt des Skalpmessers bräut er höchstens mit der Schnapsflasche. Die großartigen Weidegründe des Staates Indiana bergen auch eine große Zahl stattlicher Niederlassungen. Noch liegen die einzelnen Farmen zum Theil sehr weit auseinander. Man kann mitunter viele Meilen weit fahren, ehe man auf menschliche Wohnungen stößt.

Da und dort gelang es der Energie unermüdlicher Pioniere der Agrikultur, dem Boden meilenweite Kornfelder abzuräumen. Dazwischen liegt unerschöpfliches Weideland. Bis zum heutigen Tage werden an arme Einwanderer bis zu 125 Acker derartige Länder von der Regierung verschent. Der Applikant hat weiter nichts zu thun, als seine Bereitwilligkeit, amerikanischer Bürger zu werden, zu dokumentiren und muß das Land selbstständig bebauen. Hat er diese Verpflichtung 5 Jahre lang zufriedenstellend erfüllt, so wird ihm eine Besitzurkunde ausgestellt. Fürwahr, eine unerhörte Freigebigkeit! Wie mancher Mühselige und Beladene hat sich aus seinem deutschen Schiffsbruch hierher gerettet und ist zu guter Letzt noch Latifundienbesitzer geworden.

(Schluß folgt.)



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Verbotene Früchte.



„Aber, Herr Meier, was sehe ich, Sie sind das eifrigste Mitglied des Vegetarier-Vereins und essen hier ein Beefsteak?!"

„Ja, sehen Sie, das ist sehr einfach; seitdem ich Vegetarier bin, schmeckt mir solch' ein Beefsteak viel besser, weil es zugleich den Reiz des Verbotenen für mich hat.“

Katzenbuckelblütze.

„Sie sehen also, meine Herren, daß man ohne Zunge wohl singen, aber nicht sprechen kann; abgesehen von Wörtern der „Mumindigen“ wie „Mama“, „Papa“ und dergleichen, welche mit dem „Munde“ ausgeführt werden.“

Der lange Briefträger oder



Vortheile körperlicher Größe.

Gedankensplitter.

Mancher wird geächtet, weil er Feinde achtet.

Es giebt mehr Menschen, die es verstehen, durch anderer Schaden reich, als durch eigenen Klug zu werden!



„Was macht denn eigentlich der Baron hier in der Sommerfrische?“
„Na, er erholt sich von seinen fünfundachtzig Gläubigern!“

warten, und nun handelte es sich um die bekannte Frage: „Wer hat dich, du schöner Wald?“ — Aber die Germanen machten wenig Umstände; sie fangen: „Sie sollen ihn nicht haben!“ und Steine, Pfeile und Wurfspeere flogen von oben herab auf die Römer, die in dem vom Regen aufgeweichten Waldboden ihren ganzen Drill verloren.

Als die Germanen genug geworfen hatten, erscholl das Kommando: „Fällt das Gewehr, marsch, marsch!“ und mit betäubendem „Hurrah!“ rannten die Haufen des Arminius in die gelichteten Regionen, die gerne ausgerissen wären, wenn es nur in dem Walde recht gegangen wäre.

Varus sah dem Ding nicht lang zu; denn pensionirt wäre er doch geworden. „Tutsch sind wir einmal,“ sagte er blasirt, „also Schluß!“ rief er laut und stürzte sich in sein Schwert.

Die Sieger aber säuberten den Wald, und während in Rom die Kammer stürmische Sitzungen hielt über Neubildung von Regionen, schwangen die Germanen in ihren Wäldern unter dem fröhlichen Gesang der „Wacht am Rhein“ und des „Heil Dir im Siegerkranz“ ihre vollen Humpen; die einen bestimmten den Platz für das spätere Hermannsdenkmal, andere gründeten einen Kriegerverein, und einer, der von den Römern einige lateinische Brocken aufgeschnappt hatte, meinte: „Ergo bibamus!“

Die Teutoburger Schlacht.

Von Fr. W.

„Als die Römer frech geworden, zogen sie,“ wie es in dem bekannten Viede heißt, „nach Deutschlands Norden.“ Natürlich konnten sie dies nicht thun, ohne einen General dabei zu haben, und darum gab der Kaiser Augustus ihnen den Varus mit, der bereits den Militärverdienstorden besaß.

Als nun Arminius eines Tages in der Zeitung las, daß drei Legionen „behufs größerer Uebungen im Gelände“ nach dem Rheine zogen, da sprang er mit einem ahnungsvollen „Aha!“ auf und eilte zu seinen Freunden, die gerade auf ihren Bärenhäuten lagen und ihm lustig ihre Humpen entgegenschwangen.

„Komm, Bruder, trink' mit!“ riefen sie ihm zu, doch Arminius versetzte: „Nichts da, jetzt ist keine Zeit zum Trinken. Laßt uns erst die Römer aus dem Lande jagen, sonst können wir keine Maß mehr in Ruhe trinken!“

Mit einem heftigen „Donnerwetter!“ sprang die ganze Gesellschaft auf. Dann hoben sie die Humpen in die Höhe und riefen: „Arminius soll leben! Hurrah!“ und tranken aus. Hurtig eilten sie davon von Stamm zu Stamm, überall rufend: „Die Römer kommen!“ — und überall klang ihnen die Antwort: „Werst's 'naus!“ —

In kurzer Zeit war die deutsche Landwehr einberufen; bald stand der deutsche Heerbann in guten Verstecken im Teutoburger Walde. Auch die Römer ließen nicht lange auf sich

Aussicht mit Hindernissen.



Fremder: „Sie schrieben doch in der Zeitung, das Zimmer habe prächtige Aussicht; ich bemerkte davon nichts!“

Hausherr: „Ja, drüben steht ja das Haus im Wege, aber lehnen Sie sich nur 'mal 'n bißel nach rechts aus dem Fenster hinaus, da werden S' schon sehen!“

Der neue Doktor



Mir ham an neien Doktor kriagt,
An gar an g'scheiten Herrn;
Der woah Dir just für alles Rath,
Was d' magst von eahm begehren.

Zuachst kimm i hin zu eahm und frag:
Herr Doktor was ist dös?
Mir pumpert's drin im Herz diamal,
I glaab, die G'schicht wird bös.

„Mir schmeckt koa Bier, selms Raucha nöt,
Dös is a schlechtes Zoacha.
I bin ja sunst nöt weita krank,
A Kerl wie a Dacha.“

Der Doktor macht an ernstes G'sicht
Und sagt dadrauf zu mir:
„Hm! Bia ma scheint, so kimm die Sach
Halt g'wiß vom neuen Bier.“

„Ah na! Herr Doktor,“ sag i, „na,
Davon kann's do nöt sei;
Der Kreuzwirth hat no altes Bier,
Blos d' Kellnerin is neu.“

„A G'sichtl hat's, wie Milch und Bluat
Und Augen wie zwoa Sternbl;
Es is als wenn i war verheert
Von dem verfligtdn Deandl.“

„Ah! Daher pfeift also der Wind,“
Sagt der Dokter — „aber Zack!
Was sagst denn dös nöt glei voneh,
Du dummer Bauernlackl.“

„Baliabt bist halt, du Lalli du,
Dös is do gar koa Frag. —
Sö ham aber aa koa bisl Schneid
Die Buam von heutzutag.“

„Seht glaubt der Kerl da, er is krank
— Was nöt all's macht a Dirn —
Na, so an Viech, dem g'hört do glei
A Senfpflaster afs Hirn.“

„Seht geht glei hin und fragst es halt,
Ob sie Dein Schatz sein will —
Giebst ihr a Bugl — wann sie's leid't,
Na, nachher bist am Ziel.“

Dös hob i than, und g'holfen hat's,
Und guat hat's g'schlagen ei;
Denn d' Kellnerin vom Kreuzwirth brunt
Die is halt hent mei Wei.



Beimgelencftet.



„Wenn Sie mir auch über Ihre Gefühle kein Wort sagen,
lese ich doch in Ihren Augen, was Sie über mich denken.“
„Hoffentlich werden Sie darüber zu schweigen wissen.“

Auch eine Kritik.

Stammwirth: „Wie ist das Bier heute, Herr Krahn?“
Student: „In den ersten acht Tagen vom Monat würde
ich's nicht trinken!“

Dezirbild.



„Wo bleibt blos der Lehrjunge wieder?“

Textbild.



Wo ist der, für den sie sich schmückt?

Er weiß Bescheid.

Feldwebel (zu einem Einjährig-Freiwilligen): „Was werden Sie machen, wenn ich jetzt Achtung! Kommandire, hierauf fortgehe und erst in zwei Stunden wieder zurückkomme?“ — Freiwilliger: „Bereits in der Kantine sitzen und dort auf den Herrn Feldwebel warten.“

Der Maßstab.



Erster Herr: „Sieh' mal dieses Bachfischchen da mit dem Assessor promeniren, wie findest Du es?“

Zweiter Herr: „Ja, mein Lieber, da muß ich aber auch wissen, wie groß der Goldteich ist, aus dem es stammt.“

Druckfehler.

Sie waren edle Freunde; einer borgte (bürgte) für den anderen.

Gaunerstolz.



„Nanu, Ede, ich glaub' gar, Du rauchst von meinen Cigarren?“

„Wat bildest Du Dir denn ein, wat ich brauche, stehl' ich mir selbst.“

Vielsagende Annonce.

Kavalier sucht eine Frau, womöglich mit großen Körperfehlern.

Durch Schaden wird man —
nicht klug.

Das Junggesellenleben
Erschien mir grau in grau,
Da ging ich ohne Neben
Und nahm mir eine Frau.

Bald nach den Flitterwochen
Begann die schwere Zeit,
Stets hat sie widersprochen
Bei jeder Kleinigkeit.

Auch gab sie ohn' Ermessen
Das Geld für Schmuck und Tand,
Versalzen war das Essen,
Manchmal auch angebrannt.

Ach, während meiner Ehe
Zerriß so manche Naht,
Dann rief sie: „Selber nähe!“
Was ich auch schließlich that.

Und wenn es kam zum Zank,
Gab's keine Grenzen mehr,
Stets spielte sie die Kranke,
Rief ihre Mutter her.